

„Kann ich mal bitte einfach . . .“

von **Ariane Bemmer**



VISUM © 1976 - FOTO: WOLFGANG STECHE / VISUM

1976 - FOTO: WOLFGANG STECHE / VISUM

In den Elefantenrunden der 70er, 80er Jahre waren die TV-Kulissen ernst, die Moderatoren dezent und die Politikergäste aggressiv. Seit 2002 ist das vorbei. Daran ändert kein Ernst der Lage etwas.

Sie haben Probanden eingeladen, ihnen die Messgeräte in die Hand gedrückt und darauf herumregeln lassen, während die Sendung lief. Sie sind Wissenschaftler, und sie wollten sekundengenau erfassen, wer wen wann wie fand.

Die Messungen ergaben beispielsweise für 2005, dass Gerhard Schröder gut ankam mit seiner Selbstbeschreibung als Kämpfer, „wissen Sie, ich hab noch nie vor der Zeit aufgegeben“, sagte er, er tue das auch diesmal nicht. Und Angela Merkel gefiel vor allem, als es um ihre ablehnende Haltung zu einem EU-Beitritt der Türkei ging.

20 Millionen Menschen sahen am 4. September die Sendung „TV-Duell“. Es waren noch zwei Wochen bis zu den Bundestagswahlen, und 25 Prozent der Wahlberechtigten waren unschlüssig, wen sie als nächsten Kanzler haben wollten.

Wieder Schröder, den SPD-Mann, der mit den Grünen regiert hatte, oder Merkel, die Gegenkandidatin der Union?

Die Wissenschaft war 2005 schon einigermaßen weit in der Analyse des Verhältnisses von Politik und Medien, vor allem: von Politik und Fernsehen. Sie

war auch erfahren in der sekundengenauen Auswertung von Zuschauerreaktionen auf solche Duelle. Einer, der daran nicht wenig Anteil hat, ist Josef Klein, ein Rheinländer in Berlin, emeritierter Professor, Jahrgang 1945. Er hat auch Kenntnis von den Anfängen der Verfernseherisierung, der Verunterhaltsamisierung der Politik, die im Wahljahr 2013 ihren vorläufigen Höhepunkt finden soll, wenn der Spielshow-Moderator, Fernsehmacher und Entertainer Stefan Raab in das Team vorrückt, das den Wahlkampfschlagabtausch moderiert.

Vor Klein auf dem Tisch in einem Berliner Restaurant liegt ein Buch. Das Buch ist im Handel nicht mehr erhältlich, weil vergriffen. Klein hat es, weil er der Autor ist. Es heißt: „Elefantenrunden. Drei Tage vor der Wahl“. Das Exemplar vor ihm ist markiert mit Jahreskennungen. 72. 76. 80. 83. 87. Fünf Bundestagswahlkämpfe. Fünf Elefantenrunden. Dokumentiert in diesem Buch. Wort für Wort. In der letzten jener Runden kamen Kleins erste Erkenntnisse bereits vor.

Klein, ein feiner, grau-braun gekleideter Herr, schlägt sein Buch relativ weit hinten auf und verliest ein Wortscharmützel, das sich 1987 zwischen Franz-Josef Strauß und Jutta Ditfurth von den damals neuen Grünen entspann, nachdem die den CSU-Chef einen „der besten Vertreter der Interessen der Atomenergie international“ genannt hatte.

Strauß: Solche Beleidigungen verbitte ich mir. Ich bin ein Politiker, der deutsche Interessen vertritt, . . .

Ditfurth: Herr Strauß, Herr Strauß, bollern Sie nicht so rum.

Strauß: . . . aber nicht industrielle Interessen vertritt. Dieses unterschwellige Geschwätz ...

Ditfurth: Herr Strauß . . .

Strauß: . . . kenne ich schon.

Ditfurth: . . . bollern Sie nicht.

Strauß: Sie können mich gar nicht, Sie können mich gar nicht provozieren.

Ditfurth: Es ist gar nicht unterschwellig.(. . .)

Strauß: Aber aber . . .

Ditfurth: Es geht doch gar nicht . . .

Strauß: . . . aber unterlassen Sie bitte Ihre Unverschämtheiten.

Nun mischt sich einer der Moderatoren in den Disput ein, Reinhard Appel, Chefredakteur, ZDF.

Appel: Also, es wäre ja schade, Frau Ditfurth . . .

Ditfurth: Kann ich mal bitte einfach den Satz zu Ende . . .

Appel: Ja, ne, Sie müssen sich schon von der Gesprächsleitung gefallen lassen, . . .

Ditfurth: Ich möchte . . .

Appel: . . . darauf aufmerksam gemacht zu werden . . .

Ditfurth: Entschuldigung, die Gesprächsleitung kann mir nicht vorschreiben, welche Argumente ich bringe.

Appel: Nein, aber sie kann dafür sorgen, dass hier ein Informationsgespräch geführt wird.

Ditfurth: Ja.

Appel: Und nicht Polemik. Mein Kollege hat vorhin darauf hingewiesen, . . .

Ditfurth: Ja.

Appel: . . . wie sehr Polemik abstoßend wirkt.

Ditfurth: Ja.

Klein klappt das Buch zu und blickt auf. Der Hinweis auf die abstoßende Polemik war von ihm. Den hatte er kurz vor der Sendung in die Moderatoren eingespeist, und die hatten davon die Gäste ihrer Elefantenrunde in Kenntnis gesetzt.

Basis von Kleins Erkenntnis waren ebenfalls Probanden, die ebenfalls mit Messgeräten ausgestattet politische Dispute im Fernsehen verfolgt hatten. Das Messgerät hatte ein Plus-, ein Minus- und ein Neutralfeld, das konnte jeweils angesteuert werden, während die Politiker sprachen. Nach Ende der Sendung wurden die Probanden zu ihren Einschätzungen befragt. Die Fernsehdispute fanden damals, es waren die 80er Jahre, im Rahmen von Sendungen wie „Journalisten fragen – Politiker antworten“, „Bonner Runde“, „Schlag auf Schlag“ statt oder eben bei Wahlkampfsendungen wie „Drei Tage vor der Wahl“. Alle wurden sie für den Zuschauer geführt, aber wie der auf das Dargebotene unmittelbar reagierte, war lange Zeit nicht untersucht worden. Das änderte erst Kleins Methodik, und es stellte sich heraus, dass der Zuschauer gerne sachlich und richtig informiert werden wollte. Er wollte kein Gezänk anschauen müssen und erfreute sich auch nicht an Beleidigungen oder dreisten Zwischenreden.

Klein grinst ein bisschen. Im Nachhinein habe er sich gedacht, dass die Probanden vielleicht doch etwas geschwindelt hätten. „Ein bisschen Trouble wollten die schon“, sagt er. Der ergab sich nicht jedes Mal aus den Debattenpunkten. Aber als die Grünen 1987 erstmals zur Elefantenrunde geladen waren, stritt die Bundesrepublik gerade wieder über ein kontroverses Themenfeld: Atomkraft, die Umwelt, saurer Regen, Tschernobyl. Es gab eine Angst um die Zukunft der Welt. Angst hatte auch in den 70er Jahren die Wahlkämpfer befeuert, als es um die Ostpolitik ging, um das Verhältnis zur DDR. Um den Schießbefehl an der Mauer und Feuerschutz für flüchtende DDR-Bürger. Es gab die Angst vor dem Kommunismus bei den einen und eine empörte Wut über ein mögliches Überleben des Faschismus bei den anderen.

Es waren große Themen, man war entweder dafür oder dagegen, die Positionen waren unversöhnlich.

„Sie müssen sich das vorstellen“, sagt Josef Klein, der bis 1979 CDU-Mitglied und von 1972 bis 1976 Bundestagsabgeordneter war, „es gab da Gefühle wie Hass.“

Die zweite Debatte aus seinem Buch: 30. September 1976, Beginn 20 Uhr 15. Die Sendung wird zeitgleich auf ARD und ZDF gezeigt, wer an jenem Abend etwas anderes sehen will als streitende Politiker, der muss sein regionales Drittes Programm einschalten. Die vier Gäste im Bonner ARD-Studio sind Helmut Schmidt, SPD-Bundeskanzler seit 1972. Helmut Kohl, CDU-Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz und Kanzlerkandidat. Franz-Josef Strauß, Vorsitzender der CSU, und Hans-Dietrich Genscher, Vorsitzender der FPD und Bundesaußenminister. Die vier Herren sprechen in deutlichen Worten miteinander, man könnte sagen, sie schnauzen sich an. Sie sagen Sätze wie: „Was geht eigentlich in Ihrem Kopf vor? Wer sind Sie denn? Wer sind Sie?“ (Kohl zu Schmidt).

Oder: „Sie wollen doch beleidigen.“ (Schmidt zu Kohl).

Oder: „Manchmal habe ich ja wirklich Sorge über Ihren Zustand.“ (Strauß zu Schmidt).

Oder: „Es tut mir leid, dass ich in einer nächtlichen Stunde gegenüber einem amtierenden Regierungschef in diesem Ton und in diesem Inhalt reden muss, aber ich muss Ihnen wirklich sagen, das Maß ist voll.“ (Kohl zu Schmidt).

Mit Kleins Textdokumentation lassen sich die Fernsehbilder von damals verknüpfen. Bilder von einem Fernsehstudio, in dem rauchende Männer hinter schmalen, im Halbrund arrangierten Tischen sitzend in der Regel nacheinander reden. Manchmal auch gleichzeitig, wenn sie einander unterbrechen und ins Wort fallen. Die Studiokulisse ist so pechschwarz wie der gebotene Ernst.

Zeitlich läuft die Sendung 1976 völlig aus dem Ruder und dauert fast bis Mitternacht, was die Moderatoren zu mehrfachen Entschuldigungen beim Fernsehpublikum und Ermahnungen an die Gäste („Meine Herren, nehmen Sie doch Rücksicht auf unsere Zuschauer“) bewegt. Aber die Herren nehmen keine Rücksicht. Dazu ist so kurz vor der Wahl keine Zeit.

Die Programmplaner hatten kein Ende der Sendung festgelegt, Klein sagt: „Die Politiker hatten da das Sagen“, was sich im Vorwort seines Buches so liest: „Für die Spitzenpolitiker ist ‚Drei Tage vor der Wahl‘ die letzte und einmalige Gelegenheit, die Unentschlossenen und Halbentschlossenen . . . zu erreichen, und das in einem Moment, wo das Wahlfieber . . . am höchsten steigt und ein Maximum an Interesse für die Wahl vorhanden ist.“ Die Einschaltquote lag 1976 bei 54 Prozent (nach 58 Prozent bei der Wahlsendung im Jahr 1972), neun Prozent der Wahlberechtigten waren unentschieden.

Einschaltquoten, Parteizugehörigkeiten, politische Entschiedenheiten sanken in den Folgejahren kontinuierlich. Themen, mit denen Wahlkampf gemacht wurde, verloren an weltgeschichtlicher Dramatik, und bei den großen Problemlagen – Globalisierung, Euro-Rettung – war man parteiübergreifend meist ähnlicher Meinung, von Unversöhnlichkeiten kaum noch Spuren. Das Fernsehen dagegen wurde immer wichtiger. Es wurde zum

lebensbegleitenden Hauptmedium der Menschen schlechthin. Immer neue Kanäle, immer neue Sendungen, immer neue Formate. Der Beruf des Talkers kam auf, des Talkshowmoderators, der Talkshowmoderatorin. Klein nennt sie „Dompteure“, die ihre Gäste gut präsentieren wollen, sie mal locken, mal provozieren, mal zurechtweisen. Diese Talker haben seit 2002 mehr oder weniger die Moderation der Elefantenrunden übernommen, die jetzt nur noch Aufeinandertreffen der zwei Kanzlerkandidaten waren. Schröder – Stoiber (2002). Schröder – Merkel (2005). Merkel – Steinmeier (2009). Die lange Pause seit 1987 hat Helmut Kohl verursacht, der es, einmal Kanzler geworden, ablehnte, an den Sendungen weiterhin teilzunehmen.

Mit der neuen Duellform kamen Vorschriften für Antwortlängen auf, für Ersteinlassungen und Nachreden, für Themenkomplexdauern, dafür, wie lange die Kontrahenten im Bild sein sollen, von wo und von wo nicht (von hinten) sie gefilmt werden dürfen. Die Studios sind jetzt hell, die Moderatoren sitzen hinter technisch hochgerüsteten Kommandotischen, als seien sie Richter, die Kandidaten stehen zwei, drei Meter voneinander entfernt hinter Pulten, als seien sie zum Verhör einbestellt. Gleichzeitig erweiterte sich das dem öffentlichen Diskurs zugrunde liegende, wenn auch ungeschriebene Buch der unmöglichen oder auch verbotenen Formulierungen, der politischen Unkorrektheiten. Und so werden heute bei gesunkener Strittigkeit der Themen immer zuspitzungsunwilligere Politiker von immer konfrontativeren Moderatoren nach sehr strengen Regularien befragt. 2005 verfransten sich Schröder und Merkel vor laufender Kamera in Details zur Ökosteuerausgestaltung, so dass der emotionalste Moment gekommen schien, als einer der Moderatoren sich nach einer längeren Fragerunde über den Finanzexperten Paul Kirchhof an Merkel wandte mit den Worten: „Trotzdem noch mal bei Ihnen nachgefragt, Frau Kirchhof . . .“ – und sich danach entgeistert an den Kopf griff.

Andererseits wollen die Zuschauer ja, dass das Polemische bitte schön unterbleibt. Aber zufrieden waren sie mit den straff geführten Rededuellen auch nicht. Für Josef Klein ist das kein Widerspruch. Weil Polemik etwas anderes ist als Unterhaltsamkeit. Eine informative Sendung kann unterhaltsam sein, wenn ein Maß an An- und Entspannung vorkommt. Das fehle aber, jeder – die Moderatoren eingeschlossen – wolle vor allem alles richtig machen. Das sei alles sehr weit entfernt von dem „lebendigen Gespräch“, wie Klein die Atmosphäre der früheren Elefantenrunden nennt.

Die Moderatoren damals waren gewichtige Fernsehjournalisten ihrer Zeit. Meist der Chefredakteur des ZDF und ein Programmkoordinator der ARD. Journalisten, die fast nie im Fernsehen zu sehen waren, es sei denn, sie kommentierten ein außergewöhnliches politisches Ereignis. Nun saßen sie da als Randfiguren im Gespräch der Politiker, das sich unter ihrer Aufsicht als nahezu ungebremstes Aufeinanderprallen der politischen Tiere kurz vor dem Höhepunkt ihres Machtkampfes entfalten sollte. Es waren Sendungen, die Sätze wie diesen möglich machten: „Jetzt ist die Stunde, wo Sie ein ehrliches Manneswort sagen sollten, dass diese Ungeheuerlichkeit aufhört, dass es bei dieser Wahl nicht um Krieg oder Frieden geht, sondern um den besten Weg für die Zukunft unseres Vaterlandes.“ (1980, Kohl zu Schmidt).

Josef Klein hat sein Buch jetzt weiter vorne aufgeschlagen. Da geht es um die Geschichte der Polittrunden, die historische Dimension. Es geht um Kennedy und Nixon, 1960. Nixon muss sein Präsidentenamt gegen den jugendlichen Demokraten verteidigen. Im Studio von CBS. Nixon, gerade von einer Krankheit genesen, ist blass, abgemagert, ein Bartschatten verdunkelt

sein Kinn. Kennedy, braun gebrannt und kraftstrotzend, lässt sich nicht schminken, Nixon tut es ihm gleich – und verliert das Duell krachend.

Darin lag natürlich bereits eine Warnung an alle, die diesen Weg zum Wähler beschreiten wollten.

Als 1969 in Deutschland erstmals über ein ähnliches Format diskutiert wurde, lehnte der Amtsinhaber, CDU-Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, der durch Willy Brandt herausgefordert wurde, das Ansinnen ab. Seinen Sprecher ließ er einer Zeitung ausrichten: „Es steht einem Kanzler der Bundesrepublik nicht gut an, sich auf ein Stühlchen zu setzen und zu warten, bis ihm das Wort erteilt wird.“ Aber er kam damit nicht durch. Die 68er Studentenbewegung war im Gange, da war mit diesem Amtsdünkel nichts mehr zu holen. Oder wie Josef Klein es darstellt: „Die Kategorien, in denen eine durchgehaltene Weigerung vornehmlich gedeutet werden würde, wären nicht ‚Verantwortung‘ und ‚Autorität‘ gewesen, sondern ‚Feigheit‘ und ‚Kneifen‘.“

Klein lacht, wenn er dabei an heute denkt. An die anfängliche Weigerung von Peer Steinbrück, sich im Kanzlerduell von Stefan Raab befragen zu lassen, woraufhin die Frage nach dem Moderator – obschon von keiner weiterreichenden Relevanz für das politische Geschäft – zu einem heiß diskutierten Politikum wurde. Ganz so, als sollte bewiesen werden, wie sehr ein Sendeformat an sein Ende gekommen ist.

Das ist selten: Innerhalb von 24 Stunden haben die drei führenden deutschen Politiker zu Europa geredet: Bundeskanzlerin Angela Merkel am Donnerstag in einer Regierungserklärung zu den europäischen Haushaltsbeschlüssen, SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück in der anschließenden Debatte, am Freitag Bundespräsident Joachim Gauck in seiner europäischen Grundsatzrede. Im demokratischen Staat sind die rhetorischen Anforderungen an Reden, je nach deren Rahmen, sehr unterschiedlich. Es wäre ungerecht, die Bundestagsreden von Merkel und Steinbrück mit derselben rhetorischen Elle wie Gaucks Grundsatzrede zu messen. Doch wer die drei Politiker reden hört, erkennt einiges über ihre jeweilige Idee von der Europäischen Union.

Für Kanzlerin Merkel bedeutet die Europäische Union mehr als das Feilschen um Finanzen.

Europa – für Regierungschefs bedeutet das härteste Arbeit: Kompromiss, Wahrung eigener Interessen bei Berücksichtigung der Interessen von 26 anderen. Eine Kanzlerin, die sich nach zähem Ringen mit ihren Kollegen über die EU-Haushaltsplanung bis 2020 geeinigt hat, ist verpflichtet, darüber im Bundestag zu berichten. Angela Merkel zieht gefühligen Phrasen lieber die knappe, sachbezogene Darlegung der Beschlüsse vor und ordnet sie in die größeren Linien der Europapolitik ein. Auch wenn sie sich um Verständlichkeit bemüht, lässt sich dabei haushaltspolitisches Fachvokabular nicht vermeiden.

In früheren Reden hat Merkel – anders als Gauck ihr einmal unterstellte – das Warum ihrer Euro-Krisen-Politik eingehend erläutert. Sie hat Ursachen, Prinzipien, Ziele und Ressourcen zur Überwindung der Krise benannt. Diese Woche beschränkte sie sich darauf, die Substanz der EU-Haushaltsbeschlüsse zu skizzieren – mehr ein Erklären des Was als des Warum. Ihre Rede kündigt von den Mühen des Alltags. Mit zwei Akzenten lenkt sie den Blick allerdings darüber hinaus und verrät, dass Europa für sie mehr ist als Feilschen um Finanzen: Sie würdigt das für Europa grundlegende Prinzip des Kompromisses und sie blickt optimistisch auf das von US-Präsident Obama vorgeschlagene „Zukunftsfeld“ eines Freihandelsabkommens zwischen EU und USA.

Merkel verzichtet auf rhetorischen Glanz. Sie profitiert – wie schon Konrad Adenauer – davon, als Teilnehmerin einer wichtigen Konferenz authentisch berichten und neue Informationen liefern zu können.

In Regierungserklärungen ist konfrontativer Stil verpönt. Angela Merkel greift die Opposition mit keinem Wort an. So wirkt sie „präsidial“. Und Steinbrück? Antworten der Opposition auf eine Regierungserklärung sind Debattenrede im eigentlichen Sinne. Das liegt ihm. Er neigt zu markigen Worten, schont sein Gegenüber nicht. Eine „Last-Minute-Kanzlerin“ nennt er Merkel: „Sie haben eine Neigung zum Nicht-Handeln, Noch-nicht-Handeln, Später-Handeln.“ Politisch ist der Vorwurf zweischneidig. Viele schätzen die Kanzlerin, weil sie nicht vorliebig handelt.

Die Beschlüsse zum EU-Finanzrahmen bleiben bei Steinbrück fast Randthema. Er greift auf breiter Front an. Da ist Sorge um die Akzeptanz Europas bei den arbeitslosen Jugendlichen Südeuropas: „Was denken sie über Demokratie? Was denken sie über Europa? Was denken sie über uns Politiker, die dafür Mitverantwortung tragen?“ Er sieht die Deutschen in der Mitverantwortung. Ursächlich für das Elend seien nicht zuletzt Merksels Politik des „Kaputtsparens“ sowie die Stärke unserer Exportindustrie, die in anderen Ländern zu Leistungsbilanzdefiziten führe.

Zweimal weicht er auf die Innenpolitik ab – von der Energiewende bis zum Betreuungsgeld. Da nutzt er seine rhetorische Lieblingsfigur, die Anapher: „Wir brauchen...“



Drei Spitzenpolitiker haben in dieser Woche Reden über Europa gehalten: Bundespräsident Gauck, Kanzlerin Merkel und SPD-Kanzlerkandidat Steinbrück. In der Art, wie sie über Europa reden, lässt sich erkennen, wie sie über Europa denken. Von Josef Klein



WOHIN MIT EUROPA?

Noch nie hatte die Europäische Union eine größere Krise zu bewältigen als jetzt. In einer lockeren Reihe beschäftigen wir uns mit Fragen rund um die Politik und die Struktur Europas. Die bisherigen Beiträge erschienen am 2. und 23. Dezember 2012. (fotos: rtr, apf)

REDE-WENDUNGEN MARKANTE SÄTZE

JOACHIM GAUCK
„So viel Europa war nie.“
„Mehr Europa heißt für uns: europäisches Deutschland.“
„Die in Europa lebenden Muslime sind ein Teil unseres europäischen Miteinanders geworden. Liebe Engländer, ... wir möchten euch weiter dabei behilfen!“

ANGELA MERKEL
„Es wäre niemandem vermittelbar gewesen, wenn alle in Europa sparen müssen, nur Europa selbst nicht.“
„Die Obergrenze des Haushalts ist auch eine Frage der Gerechtigkeit.“

PEER STEINBRÜCK
„Sie, Frau Bundeskanzlerin, sind eine Last-Minute-Kanzlerin.“
„Ich erwarte von Ihnen, Frau Bundeskanzlerin, dass Sie Wort halten.“

allerdings an Informationsgehalt. Er wiederholt bekannte Positionen und versäumt, auf das neue Thema Freihandelsabkommen einzugehen. Dass er mehr als ein buntscheckiges Bild behaupteter europapolitischer Fehler der politischen Konkurrenz im Kopf hat, merkt man diesmal kaum. Der Europapolitiker Steinbrück steht allerdings für mehr, das hat er in einer Bundestagsrede vor einem Jahr deutlich gemacht, als er eindrucksvoll eine „neue Erzählung über Europa“ skizzierte.

Bundestagsreden sind politisches Alltagsgeschäft. Gaucks Rede war das nicht. Einstieg in ein neues Konzept der Begegnung des Bundespräsidenten mit der Gesellschaft soll sie sein: „Bellevue-Forum“. Im Publikum befinden sich neben Repräsentanten der Eliten auch junge Leute. Einmal

meinschaft* erspart haben. Vehement verwehrt er sich dagegen, Deutschland in der Euro-Krise der Großmachtpolitik zu beiziehen.

Präsidentenreden zielen auf Konsens. Das legt nahe, heikle Punkte auszuklammern. Gauck tut das nicht. Er beginnt mit der Verunsicherung durch die Euro-Krise, dem „Verdross über Brüsseler Technokraten und ihre Regelwut“ und Bedenken gegen exekutive Übermacht. Da sieht Gauck „Klärungsbedarf“. Die Rede bringt diese Klärung allerdings nicht. Stattdessen begründet er sprachlich stilischer in ruhigem Ton und mit großem Ernst, warum Europa trotz allem unverzichtbar ist. Im „bekenntenen Europäer“ Gauck erkennt man den Sehnsuchtseuropäer der DDR-Jahrzehnte. Nachdem Europa zunächst ein „Friedensprojekt“ war, wird es für die vom Kommunismus Befreiten 1989 zum „Freiheitsprojekt“. Künftig geht es um Bestehen in der „globalisierten Welt“, insbesondere als Wertegemeinschaft, die für Frieden, Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Gleichheit, Menschenrechte und Solidarität steht. Darin findet er – die stärkste Passage der Rede – die „identitätsstiftende Quelle“ Europas.

Originell ist Gaucks geistig-politischen Fundierung Europas nicht. Merkel, Steinbrück und andere haben schon Ähnliches gesagt. Bei Merkel hätte er am Tag vor seiner Rede Neues zu dem, was Europa zusammenhält, finden können: eine geradezu philosophisch vertiefte Sicht auf die Rolle des Kompromisses. Bevor sie die EU-Haushaltsbeschlüsse erläutert, deutet die Kanzlerin „die Bereitschaft aller zum Kompromiss im Interesse aller“ als für Europa unverzichtbare „Tugend“. „Ich glaube, das ist das Wesen der europäischen Einigung schon seit Verabschiedung der römischen Verträge vor einem halben Jahrhundert. Das genau ist seither auch die einzigartige Erfolgsgeschichte dieser europäischen Idee.“

Bei jüngeren EU-Entscheidungen weicht der Bundespräsident nicht von der Linie der Bundesregierung ab. Zu Demokratiedefiziten der EU bleibt er vage. Zur besseren Kommunikation empfiehlt er einen europäischen TV-Kanal sowie Mehrsprachigkeit mit Englisch als „Lingua Franca“. Der

che Rede gehalten, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Deutschland braucht sich nicht dafür zu schämen, wie seine politischen Spitzen in dieser Woche über Europa geredet haben. Zwar wurden keine rhetorischen Feuerwerke abgebrannt, nicht einmal originelle Metaphern finden sich. Es herrscht engagierte Sachlichkeit. Doch das sollte nicht stören. Ohne Sachlichkeit würde Politik zum Abenteuerium.

Präsident Gauck ist ein Sehnsuchtseuropäer. Für ihn ist die EU vor allem ein Freiheitsprojekt.

spricht er sie direkt an: „Liebe Schülerinnen und Schüler hier im Saal“. Gauck pflegt eine temperierte, dialogische Rhetorik. Gleich zu Anfang versetzt er sich in die Perspektive von Bürgern. Von sich spricht er ohne heroische Attitüde.

In einer feinfühligem Passage über Großbritannien artikuliert er einen Wunsch: „Liebe Engländer, Schotten, Waliser und britische Neubürger! Wir möchten euch weiter dabei haben.“ Der Satz wird international gehört werden. Vielleicht geht er wie einige markante Sätze der Vorgänger ins kollektive Gedächtnis ein.

Der Bundespräsident dankt den europäischen Partnern, dass sie Deutschland nach Krieg und Holocaust „eine Existenz als verstoßener Fremdling außerhalb der Völkerge-

DER AUTOR

Josef Klein ist Sprachwissenschaftler und der bekannteste Forscher Deutschlands



—ANZEIGE—

UNIKATE IN HANDARBEIT EINMALIG ANDERS ORIGINAL ROHRBACH

Unikat-Uhr 1851 Autom. Edelstahl, Tantal-Intarsien, schwarze Brillanten, gefasste patentierter DeepDiamonds-Kristalle, Saphirglasboden 3.400,- €

Unikat-Anhänger Edelstahl, Mabeperle, 15 weiße 42 schwarze Brillanten 2.100,- €

Der Kandidat und die Sprache

Peer Steinbrück hat unterschätzt, dass wir stets mehr verstehen als eigentlich gesagt worden ist. Eine Analyse von Josef Klein

Bürger fordern. Politiker sollen sagen, was sie denken. Peer Steinbrück tut das – und macht Bauchlandungen. Er ist ein Star-Redner, aber redet sich in den demoskopischen Keller. Was paradox erscheint, gründet in der Natur der Sprache. Wir verstehen stets mehr als das wörtlich Gesagte und ziehen Schlüsse über den Redner. Das hat der Kandidat ignoriert.

So sind seine Bemerkungen zur unterbezahlten Kanzlerin ursprünglich eine sachliche Antwort auf eine Interview-Frage. Doch man kennt ihn als Nebentätigkeitenmillionär. Da wundert es nicht, wenn gemutmaßt wird, er plädiere für ein höheres Salär im angestrebten Hauptberuf – weit abgehoben von Geringverdiener Sorgen. Ein anderes Beispiel: Die „Bild“-Zeitung kolportiert den Steinbrück-Satz: „Eine Flasche Pinot Grigio, die



nur fünf Euro kostet, würde ich nicht kaufen.“ Und zahllose Menschen denken: Hier verachtet ein Großverdiener, was für unseries Standard ist. Ähnliches dürften viele empfinden, die einen Peer Steinbrück im Fernsehen sehen, der einen Golf zu fahren unzumutbar findet, weil der für ihn „Holzbank“ bedeutet. Solche Sätze lassen den sozialdemokratischen „Blick von unten“ vermissen.

Aber plädiert Steinbrück nicht rhetorisch geschliffen für „soziale Gerechtigkeit“? Das schon, aber wieder: Themen, noch Rhetorik garantieren Glaubwürdigkeit. Wort und Tat, Persönlichkeit und Programm müssen zueinander passen. Da steht sich Steinbrück nicht nur mit dem „Blick von oben“ selbst im Weg. Auch die teilweise Ablehr von der Agenda 2010 wird angezweifelt. Auf die Frage

nach der Programmkonformität seiner Parteitagrede antwortet er: „Hätte ich eine Rede halten sollen, mit der ich die eigene Partei quäle?“ Das legt nahe: keine Rede mit Herzblut, sondern nach Opportunität.

Kürzlich sprach Steinbrück davon, unglückliche Sätze wieder „einzufangen“. Wäre er nicht als Spitzenbeamter in die Politik gelangt, sondern über die Ochsentaue, hätte er wohl gelehrt: Gesagtes kann nicht „eingefangen“ werden. Es sitzt in den Köpfen fest. Ein Meister der formalen Rhetorik ist nicht automatisch ein guter politischer Kommunikator.

Josef Klein ist Sprachwissenschaftler und forscht zur Sprache in der Politik. Von 2006 bis 2005 war er Präsident der Universität Koblenz-Landau. Seither arbeitet er an der FU Berlin.

AUSSENANSICHT

Sachlich ist die beste Verteidigung

Beim ersten Redeuell im Bundestag greift der Herausforderer Peer Steinbrück an, Angela Merkel, die Amtsinhaberin, bleibt schnörkellos – und siegt. Von Josef Klein

Angela Merkel, die Bundeskanzlerin von der CDU, hat sich das erste Redeuell mit ihrem SPD-Herausforderer Peer Steinbrück geliefert. Und obwohl man politischer Alternative, obwohl ähnlich im Aufbau – erst der Friedensnobelpreis, dann Griechenland und die hässliche Krisenpolitik, welche weiteren Schritte es geben müsste, schließlich Europa als Wertegemeinschaft – können die beiden kaum unterschiedlicher sein.

Angela Merkel begibt sich ganz in die Rolle der kämpferischen Kanzlerin, die Verantwortung übernommen hat. Und das ist geschickt. Sie erklärt, wenn sie steht, „dass Griechenland im Euro-Raum bleibt“ nämlich. Sie sagt, was sie gegen die Euro-Krise aktuell hat, was sie um ihre Regierung gehen hat und noch zu tun gedenkt, zum Beispiel sich für „echte Durchgriffrechte der europäischen Ebene gegenüber den nationalen Haushalten“ einzusetzen. Merkel erklärt, wie es zu tun ist, Schritt für Schritt. Sie nennt Fakten und Ursachen, sie informiert über die Ziele und Prinzipien der Regierung. Schließlich wird sie vor dem Konsequenzen falschen Handelns.

Es ist eine faire Rede, die sie hält. Wer sich das durch Bundespräsident Joachim Gauck formulierte Urteil zu Herzen gemacht hat, die Kanzlerin verurteilt, ihre Politik zu erklären, sieht sich an diesem Morgen im Bundestag eines Besseren belehrt. Man kann ihre Politik ablehnen, man kann die Sache anders sehen als sie. Aber das Mer-

kel hier ausführlich erklärt, was sie wie warum hat, ist nicht zu bestreiten. In der hohen Frequenz von Begründungswörtern wie „weil“, „deshalb“, „der Grund ist“ zeigt sich eine dichte argumentative Vernetzung. Sie signalisiert aber auch dem Zuhörer: Was die Rednerin da sagt, ist logisch zwingend – es gibt keine (oder nur eine schlechtere) Alternative.

Peer Steinbrück dagegen muss angreifen. Und so hält er sich kaum mit Erklärungen auf, sondern attackiert die Kanzlerin ohne Pause. Sein Hauptvorwurf: Sie schiene sich zu sagen, dass Deutschland aus europäischer Solidarität „weitere Verpflichtungen“ – finanzielle – übernehmen müsse. Steinbrück wirft Merkel Versäumnisse vor – „zu spät“, das ist das Leitmotiv seiner Rede. Eine Alternative zur Europapolitik der Regierung entwickelt er nicht. Stattdessen stellt er zahlreiche Fragen, deren Beantwortung er der Kanzlerin zuschiebt. Da lässt sich ein Kandidat viel beifretzen – gegenüber den Wählern.

Merkel dagegen unwirbt – rhetorisch – die Gegensätze. Sie bedeckt sich bei SPD

und Grünen, dass sie den Europa-Kurs der Regierung bisher mitgetragen haben. So entsteht der Eindruck, dass hier eine konsensorientierte Kanzlerin und ein konfrontationaler Herausforderer aufeinander treffen. Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit. Auf der inhaltlichen Ebene ist es umgekehrt. Denn wenn es um das aktuelle europapolitische Handeln geht, lässt der Kandidat die Kanzlerin ungeschoren. Sie hängelt attackiert Positionen, mit denen

Der Kandidat setzt auf den Zauber rhetorischer Fülle

so mancher Abgeordnete der Oppositionsparteien liebt, allerdings ohne Parteien und Personen zu nennen. Merkel wirkt da, wo sie attackiert, sachorientiert; sie gibt eine Regierungspolitik ab, basierend auf ein Herausforderer spricht, kann sie getrost ignorieren.

Rhetorisch bleibt die Kanzlerin schnörkellos. Ausser der Metapher, dass Eu-

ropa eine „stabile Architektur“ brauche, gibt es kaum Sprachbilder. Wortwiederholungen, die ihrem Text einen Rhythmus geben (Anaphern), finden sich nur in der Schlusspassage, wo sie vier mal „wir wissen, dass...“ sagt. Steinbrück dagegen benutzt Metaphern gern, sagt Europa als „Wechselgeld der Ratingsagenturen“ und blasse Politik als „Weg“. Er setzt auf dem Zauber rhetorischer Fülle: Da gibt es etliche mehrgliedrige Anaphern, zehnmal begonnene Attacken mit „Frau Bundeskanzlerin“, mehrfach basieren sich sechs bis neun werbestattete Schlagwörter oder auch mal acht Fragen an die Kanzlerin zu Wort- und Satzfolgen, die der Redner kaskadenartig auf die Zuhörer einströmen lässt.

Stilleres Rede weist so eine größeren stilistische Spannweite auf: mal kommt scharfe Polemik, mal Sarkasmus, auch Nachsichtlichkeit, dann Falzes und manchmal Doxieren. Sein Wortschatz wechselt von Unkintellektuellem Jargon („normales Projekt des Westens“) zu schmöhriger Alltagsprache („Alle Achtung“), von datteriger Schelte („Möbbing“)

zu differenzierender historischer Anspielung („Sonderweg“), bemerkenswert sind die biologisch geprägten Ausdrücke. Sie dominieren sozialdemokratische Erkennungsmerkmale wie „sozial gerechtes Europa“, „soziale Balance“, „Solidaritätstun“. Das gefällt der Fraktion. Als Steinbrück fordert, „die soziale Marktwirtschaft, die Deutschland stark gemacht hat, auf Europa zu übertragen“, rührt sich keine Hand in der beifallstrollenden SPD-Fraktion. „Soziale Marktwirtschaft“, das ist ein Begriffshausgemach der CDU. Der Kandidat empfiehlt sich für die politische Mitte.

Das alles ist rhetorisch fähiger als der Merkelische Stil, aber auch anfällig dafür, inhomogen, gar unernst zu wirken. Für die rhetorische Performance sind auch Körper und Stimme von Bedeutung. Steinbrück steht relativ statuarisch am Rednerpult. Meist hält er das Manuskript mit beiden Händen. Er liest sie immer wieder zu Ausdrucksgedanken und zum Unterstreichen des Gesagten. Er liest viel vom Manuskript ab, allerdings so gut, dass es wie eine freie Rede klingt. Anders als Merkel, deren Redetempo sich kaum ändert, variiert Steinbrück die Geschwindigkeit stärker, modelliert verschiedene Grade der Bedeutungsintensität, bietet akustische Abwechslung. Und doch übertrifft Merkel Steinbrück an Eindringlichkeit. Dabei spielt auch die Körpersprache eine wichtige Rolle. Ihre Hände sind häufiger in Bewegung, sie führt Arme und Hände parallel, während

mit Handbewegungen und -haltungen, die Kraft und Kampfbereitschaft signalisieren. Kopf und Oberkörper gehen in Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen mit. Merkels Redetext über die Anstrengungen der Krisenbewältigung bleibt schnörkellos und auf die Sache konzentriert, ein dichtes Argumentationsnetz ohne überraschende Codankänge. Doch mit ihrem ganzen Körper zeigt sie volles Engagement – man sieht die Rednerin quasi bei der Arbeit für Deutschland und Europa.

Steinbrück dagegen nutzt ein breiteres Spektrum rhetorischer Techniken. Er bewegt sich freier in der Sphäre der Rede. Insofern fröhliche Beherrschung lässt aber auch eine gewisse Distanz zwischen dem Redner und dem, was er da betreibt, vermögen. Wer so auftritt, muss eher gewärtig sein, dass man ihn für weniger authentisch hält als eine Rednerin, die das, was sie sagen will, in dem sie es sagt, wie aus einem Guss repräsentiert. Es steht so für Angela Merkel.



Josef Klein, 72, war Professor für Germanische Sprachwissenschaft in Koblenz-Landau. Heute lehrt er an der FU Berlin und an der Universität Düsseldorf. rns